

Von Stephan Langer

Afrikas junge Farmer

Wo jeder nur für sich selbst anbaut, mehr schlecht als recht, mit wenig Ertrag, gelten Bauern gesellschaftlich wenig. Immer mehr junge Leute in Afrika wollen das jetzt ändern. Ihre Initiativen sind Hoffnungszeichen von einem Kontinent, der allzu oft eher schlechte Nachrichten aussendet.

Es begann mit ein paar Zwiebeln. Emmanuel Anseh-Amprofi wollte sie auf seinem lokalen Gemüsemarkt gerade einpacken, als ihm der Verkäufer sagte, dass sie aus Holland stammen. „Ich habe mich wirklich geärgert“, erinnert sich der 39-jährige Ghanaer. „Wir haben hier so viel Land, gutes Wetter, jede Menge Gewässer – und da importieren wir Zwiebeln aus Holland?“

Diese Erfahrung rüttelte den jungen Mann auf. „Ich bin sofort nach Hause gegangen und habe im Internet recherchiert, was es braucht, um Landwirtschaft zu betreiben.“ Zwei Jahre an Vorbereitung waren allerdings schon nötig. Doch dann kündigte Anseh-Amprofi seine Stelle bei der Einwanderungsbehörde. Heute ist er Farmer in Gomoa Mpota in der Zentralregion von Ghana. Er baut Maniok sowie anderes Gemüse und Obst an, beschäftigt etliche Leute. Außerdem ist Anseh-Amprofi an einer „Traktor-Sharing-App“ beteiligt: Bauern wie er können damit übers Smartphone herausfinden, wo in der Nähe ein Traktor steht und zu welchen Bedingungen man ihn leihen kann. Keiner muss seinen Acker mehr von Hand umgraben.

Und noch eine weitere Erfolgsgeschichte: Kofi Azumah hatte gerade sein Studium der Sozialwissenschaften beendet, als auch er seine Berufung zum Farmer entdeckte. Ihm fiel auf, dass die Große Rohrratte und die Achatschnecke – beides beliebte, aber seltene Delikatessen in Ghana – immer nur in der Wildnis gefangen und dann auf den Märkten angeboten werden. Sollte man es nicht einmal mit künstlicher Aufzucht versuchen? Seiner Mutter Martha habe er das Herz gebrochen, als er ihr von seinen Plänen erzählte, erinnert sich der 27-Jährige. Schließlich wünschte sie sich für ihren Sohn einen Bürojob mit Anzug und Krawatte. Wenn sie heute jedoch über die Schneckenfarm in Agotime Beh – ganz im Osten des Landes – schlendert, wo Kofi Azumah mit modernster Technik austüfelt, welche Bodenfeuchtigkeit seinen Schnecken be-

sonders guttut, ist sie mehr als versöhnt. Jedenfalls stellt Mutter Martha pragmatisch fest: „Es gibt genug Leute, die in ‚sauberen‘ Berufen arbeiten und dabei nur einen Hungerlohn bekommen.“ Ihrem Sohn ist es besser ergangen.

Solche positiven Geschichten hört man aus Afrika selten, schon gar nicht im Zusammenhang mit Landwirtschaft. Stattdessen ist zum Beispiel zu lesen, dass in Nigeria viele Felder brach liegen. Der Grund dafür ist, dass sich die Menschen schlicht nicht mehr hinausrauen, weil sie Angst haben, von islamischen Milizen wie Boko Haram entführt zu werden. Denn gerade die ländlichen Regionen sind auch die Rückzugsgebiete der Terroristen.

Land-Unternehmer

Auch in Südafrika sind Bauern von Gewalt bedroht. Gerade gab es eine neue Welle von Farmmorden. Im Schnitt kommt es laut Schätzungen zu mindestens einem Angriff pro Woche. Das Ganze ist hier ein Erbe der Apartheid, die – eigentlich – seit einem Vierteljahrhundert beendet ist. Doch Südafrika ist nach wie vor gespalten: Viele meinen, die weißen Farmer besitzen ihr Land zu Unrecht. Der Ruf nach Enteignung wird immer wieder laut und setzt mitunter Hass und Gewalt frei.

Aber es gibt auch andere Entwicklungen, die Geschichten von Emmanuel Anseh-Amprofi und Kofi Azumah eben. Sarah Maslin Nir, Reporterin der „New York Times“, hat die beiden Männer in Ghana besucht. Sie sieht sie stellvertretend für eine neue Generation von Farmern, „Land-Unternehmern“ (Agripreneurs), wie sie sich

selbst nennen. Sie sind ein Hoffnungszeichen für afrikanische Länder wie Ghana. Die Rede ist von gut ausgebildeten jungen Leuten, die Landwirtschaft professionalisieren. Sie nehmen ihr Schicksal selbst in die Hand und können entscheidende Impulse zur eigenständigen Entwicklung des Kontinents beitragen. Denn diese Männer haben eine Alternative gefunden zu dem, was in weiten Teilen Afrikas als Naturgesetz gilt: „Wenn junge Leute eine Zukunft haben wollen, müssen sie in die Städte gehen, wo die Jobs sind.“ Dass das nicht funktioniert, ist zwar offensichtlich. Die Jugendarbeitslosigkeit des Kontinents ist und bleibt sehr hoch. Trotzdem folgen immer noch die Allermeisten diesem Ruf.

Wer sich dem entgegenstellt wie die jungen Agripreneurs, kämpft zusätzlich zu allen organisatorischen Schwierigkeiten gegen Vorurteile. In Afrika ist „Farming“ oft noch ein Synonym für Armut, schreibt Sarah Maslin Nir. Kein Wunder, denn irgendwie ist hier ja jeder so etwas wie ein Farmer: und zwar für den eigenen Lebensunterhalt. Kaum einer, der nicht „mit Machete, Hacke und Hoffnung auf Regen“ ein eigenes Stück Land bestellen würde – meistens mit lausigen Erträgen, die nicht einmal die eigene Familie komplett ernähren können. Angesichts dieser weit verbreiteten Subsistenz-Landwirtschaft liegt der Gedanke tatsächlich fern, dass Farming ein erfolgreiches Geschäft sein kann. Oder dass man Landwirten gar mit Respekt begegnet, weil sie helfen, die Kulturlandschaft zu erhalten. „Hierzulande ist das immer noch eine Peinlichkeit“, sagt Kofi Azumah. Und Emmanuel Anseh-Amprofi beschreibt die

große Herausforderung: „Wir müssen ‚Farming‘ sexy machen.“

Unterstützung auf dem Motorrad

Immerhin: Die Regierung in Ghana hat erkannt, welche Chance im Aufbau einer eigenen professionellen Landwirtschaft für den Handel liegt. Präsident Nana Akufo-Addo, der seit gut zwei Jahren im Amt ist, setzt hier einen Schwerpunkt seiner Politik. So wurden etwa rund 2700 Beamte eingestellt und mit jeweils einem Motorrad ausgestattet, um Farmern vor Ort zur Seite stehen zu können. Sie geben Ratschläge für professionelle Landwirtschaft, etwa dahingehend, welche Getreidesorten besser mit dem Klimawandel fertigwerden. Außerdem hat die Regierung kostenlos Saatgut verteilen lassen, um die Artenvielfalt auf den Äckern zu gewährleisten.

Unterstützt werden diese Maßnahmen durch gezielte Imagekampagnen. In einem aktuell beliebten Popsong erzählen Kinder, wie cool es ist, einen Traktor zu fahren. Gleich mehrere Reality-Fernsehsows haben Farming zum Thema.

Und so machen sich tatsächlich immer mehr junge Leute auf den Weg. Emmanuella Pi-Bansah hat mit dem Spargelanbau begonnen. Richard Nunekpeku hat seinen gut bezahlten Job bei einem südkoreanischen Handyhersteller aufgegeben und betreibt jetzt eine Geflügelfarm. Und Nana Adjoa A. Sifa hat sich auf Biolandwirtschaft spezialisiert. „Ich will kulturelle Festlegungen und Klischees überwinden“, sagt sie. „Wenn wir scheitern, scheitern viele junge Leute.“

ZITAT DER WOCHE

„Für Hunde sind alle Menschen gleich, das finde ich sehr sympathisch. Denen ist es ziemlich wurscht, wer vor ihnen steht. Ihnen ist nur wichtig, wie und mit welchen Menschen es ihnen am besten geht.“

Leonard Lansink (Schauspieler, in KNA)

Man muss mit allem rechnen, auch mit dem Schönen“. Dieser Kalenderspruch liest sich in Zeiten ohne große Visionen und Erzählungen besonders aktuell. Die Gefahr ist ja groß, dass sich Politik und Alltag im Klein-Klein des Gewöhnlichen erschöpfen. Lauter kleine Kompromisse und in allem der fade Geschmack, dass es schon irgendwie weitergeht. Dagegen stehen nur die populistischen Lautsprecher, die mit ihrem Schwarz-Weiß-Denken für alles eine Lösung versprechen.

In ihrer großen Rede „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“ formulierte Ingeborg Bachmann: „Innerhalb der Grenzen aber haben wir den Blick gerichtet auf das Vollkommene, das Unmögliche, Unerreichbare, sei es der Liebe, der Freiheit oder jeder reinen Größe. Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten. Dass wir es erzeugen, dieses Spannungsverhältnis, an dem wir wachsen, darauf, meine ich, kommt es an; dass wir uns orientieren



WEGE & WELTEN
Mystik im Alltag

Möglichkeitssinn

an einem Ziel, das freilich, wenn wir uns nähern, sich noch einmal entfernt.“ Die österreichische Dichterin, selbst von Depressionen betroffen, plädierte entschieden für den „Möglichkeitssinn“, wie zuvor ihr Landsmann Robert Musil formulierte. Da rechnet man nicht nur mit bösen, sondern auch mit guten Überraschungen.

Ein solcher Möglichkeitssinn markiert die Richtung authentischer Spiritualität. Besonders die biblischen Religionen leben aus der Überzeugung, „dass es für uns nichts Unmögliches mehr gibt, weil es für Gott nichts Unmögliches gibt“. So formulierte es Dietrich Bonhoeffer in

schier auswegloser Zeit. „Nur aus dem Unmöglichen kann die Welt erneuert werden; dies Unmögliche ist der Segen Gottes“, sein Ja zur Welt und zu uns Menschen. Aber das heißt bekanntlich nicht, die Wunder Gottes erst da zu erwarten, wo unsereins am Ende ist. „Gott ist kein Lückenbüßer; nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muss Gott erkannt werden.“

Christenmenschen geben deshalb jenem Geist Raum, der an die Kreativität Jesu erinnert und durch prophetische Menschen spricht: Möglichkeitssinn pur, das absolute Gegengift gegen Schwarzsehen und Schönfärberei. „Ich glaube an

den Heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher.“ Und der wird konkret in Vergebung und Auferstehung. Da wird nicht länger „das goldene Kalb des Realismus“ – so Jean-Paul Sartre – angebetet. Da eröffnen sich neue Lebens- und Handlungsmöglichkeiten.

Schon vom Wortsinn her hat „Auferstehung“ mit „Aufstand“ zu tun, mit dem morgendlichen Mut, aus der Waagerechten in die Senkrechte zu kommen. Der biblische Möglichkeitssinn gibt dem Gott Raum, „der die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft“. Dieser Gott macht's möglich und schafft „Hoffnung gegen alle Hoffnung“ (Röm 4,16ff). Er lädt ständig zum Mitwirken ein. Wo diesem Gott vertraut wird und man im Sinne Jesu stets zuerst mit dem Guten rechnet, ist Heiliger Geist. Deshalb beten und handeln christlich Glaubende „im Heiligen Geist durch Jesus (den) Christus zu dem Gott, der ihnen Vater und Mutter ist“ – nichts als die Quelle schöpferischer Güte mitten in der Welt von heute. *Gotthard Fuchs*